Der Sonntagsgast.

Jahrgang 20. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 37.**

Gestohlene Juwelen.

Erzählung von Paul Eberhardt.

Im Kronprinzen-Hotel in W. herrschte eine ungeheure Aufregung. Ein Dieb hatte sich in das Zimmer der Gattin des amerikanischen Millionärs Struberg geschlichen und ein kostbares Smaragdcollier gestohlen.

„Es ist bei alledem noch ein Glück, daß der Spitzbube nur das auf dem Tisch liegende Halsband nahm und nicht den Schreibtisch erbrach, in welchem ich meine sämmtlichen Schmucksachen aufbewahre," sagte die Amerikanerin zur Baronin von Rothhausen, ihrer Nachbarin an der table d'hote. „Ich wüßte nicht, was ich da angefangen hätte. So aber kann man sich über die Sache eher hinwegsetzen!"

„Sie scheinen den Verlust ziemlich leicht zu nehmen," bemerkte die Baronin. „Wenn mir so etwas passirt wäre—ich würde außer mir gerathen!"

„Ja, Ihre Juwelen sind auch meistens Familienerbstücke," entgegnete Frau Struberg. „Die meinigen dagegen sind Geschenke meines Gatten, die er mir nach und nach kaufte, seit er ein großes Vermögen erworben hat. Wenn ich eine von ihnen verliere, so würde er mir eben ein neues kaufen. Ein solcher Verlust ist also immerhin zu ersetzen. Gleichwohl hoffe ich, das verlorene Collier wieder zu bekommen. Man sagt, die deutschen Geheimpolizisten seien äußerst geschickt in solchen Sachen. Meinen Sie nicht auch, Herr Baron?" wandte sie sich an den eleganten jungen Herrn, der neben der Baronin saß.

„Ich glaube ja," versetzte dieser leichthin.

„Mein Neffe ist heute ein wenig zerstreut," flüsterte die Baronin ihrer Nachbarin zu. „Er erwartet nämlich die Ankunft seiner Mutter, welche in Begleitung seiner Braut täglich eintreffen kann!"

„Ah!" murmelte Frau Struberg überrascht. „Das ist in der That interessant. Ist die junge Dame hübsch?"

„Sehr schön sogar! Diese Liebesgeschichte kommt mir wie ein kleiner Roman vor. Mein Neffe lernte Fräulein von Schönfeld auf einem Balle kennen und verliebte sich auf den ersten Blick in sie. Die einzige Unannehmlichkeit bei der Sache ist, daß sie kein Vermögen besitzt."

„Aber Baron Schwarzenberg ist doch reich?"

„Nun ja, das ist allerdings wahr. Er hat außerdem eine sehr große Erbschaft von seinem Onkel zu erwarten."

„Nun also, dann sehe ich wirklich nichts Unangenehmes bei dieser Verbindung," versetzte die Amerikanerin erstaunt. „Er besitzt dann doch Reichthum genug für Beide."

Die Baronin lächelte fein. Sie hatte über Geldangelegenheiten so ihre eigenen Ansichten.

„Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Sie Ihr Collier wieder erhalten," sagte sie freundlich, als sie von der Tafel aufstand.

Leider erschien sie an demselben Abend nicht im Spielzimmer — zur großen Enttäuschung einiger Hotelgäste, mit denen sie allabendlich Whist oder Schach zu spielen pflegte. Man langweilte sich schrecklich ohne sie und wußte nicht, was mit der Zeit zu beginnen. Besonders Frau Struberg vermißte die vornehme, liebenswürdige Frau.

Allmählich verbreitete sich das Gerücht, daß auch bei der Baronin gestohlen worden sei und diese bestätigte es am nächsten Morgen denn auch. Es war ihr ein kostbarer Diamantring abhanden gekommen. Sie war ganz untröstlich über diesen Verlust. Frau Struberg suchte sie zu trösten und erkundigte sich eingehend nach den Einzelheiten, und wann sie den Diebstahl entdeckt habe.

„Mein Kammermädchen entdeckte das Fehlen des Ringes, als sie meine Sachen ordnete. Das geschah kurze Zeit, nachdem ich hinunntergegangen war. Lisette behauptet mit größter Entschiedenheit, es habe keine Menschenseele das Zimmer betreten in der Zeit, bis ich wieder heraufkam. Nur mein Neffe ist einen Augenblick eingetreten und hat nach mir gefragt."

Die Nachricht von diesem zweiten Diebstahl rief eine noch größere Aufregung in dem renommirten Hotel hervor. Die Geschichte kam in die Zeitungen, der Hotelbesitzer rang in größter Verzweiflung die Hände.

„Ich bin ruinirt — ich bin ruinirt!" jammerte er in Einem fort. „Jetzt beginnt erst die Saison — kein Mensch wird in mein Hotel kommen!"

Die Polizei nahm die Angelegenheit sofort in die Hände, aber ohne Erfolg. Trotz größten Eifers vermochte sie keine Spur des Diebes zu entdecken. Baronin Rothhausen und Frau Struberg gaben die Hoffnung auf, ihr Eigenthum je zurück zu erlangen. Die Letztere setzte sich schneller über den Verlust hinweg, sie zuckte die Achseln und ergab sich in ihr Schicksal, wogegen die Baronin sich zu diesem philosophischen Standpunkt nicht aufschwingen konnte. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein und war für Niemanden zugänglich, als für Frau Struberg, mit der sie sich innig angefreundet hatte, um so mehr, als sie Leidensgefährtinnen waren.

Der junge Baron ging schwermüthig und zerstreut einher. Seine Mutter und Fräulein von Schönfeld waren noch immer nicht eingetroffen. Die Baronin theilte Frau Struberg mit, die Damen hätten ihre Absicht geändert und kämen nicht erst nach W., sondern sie wollten direct nach Rom fahren, wohin sie und ihr Neffe in acht Tagen folgen würden.

„In welchem Hotel gedenken Sie abzusteigen?" fragte Frau Struberg.

„Im Hotel Marina!"

„Ich hoffe, dann sehen wir uns bald wieder. Mein Mann kommt in einigen Tagen hierher, und wir beabsichtigen ebenfalls nach Rom zu reisen," sagte die Amerikanerin. „Ich will froh sein, wenn ich hier fort bin. Denn sowohl der Wirth, wie der Kellner und sämmtliche Dienstboten im Hotel sind jetzt so mürrisch wie möglich zu mir. Ich kann doch wahrhaftig nichts dafür, daß gerade ich in diesem Hotel bestohlen worden bin."

Schon am nächsten Tag kam Herr Struberg an. Das Ehepaar reiste noch an demselben Tage ab. Bald darauf verließen auch Baron Rothhausen und ihr Neffe W.

* * *

An dem Tage, an welchem die Baronin und ihr Neffe im Hotel Marina anlangten, fand daselbst ein großer Ball statt. Die erste Bekannte, welche ihnen begegnete, war Frau Struberg. Die Damen begrüßten sich mit herzlicher Freude.

„Hoffentlich nehmen Sie an dem heutigen Feste theil," bemerkte die Amerikanerin in bittendem Tone.

„Ich bin zu alt für derartige Vergnügungen," entgegnete die Baronin. „Sollten jedoch mein Neffe und Fräulein von Schönfeld kommen, so werde ich mich ihnen anschließen."

„Ich habe leider vergeblich im Fremdenbuch die Namen Schwarzenberg und Schönfeld gesucht," fiel Frau Struberg ein. „Die Damen wohnen nicht in unserem Hotel?"

„Nein, man empfahl ihnen ein anderes; es gefällt ihnen dort jedoch nicht, und sie wollen hierher übersiedeln, nachdem ich sie dringend darum gebeten habe. In einer Stunde schon können sie da sein."

„Ich freue mich herzlich darauf, die Damen kennen zu lernen," versetzte die Amerikanerin. „Doch nun muß ich eilen. Ich habe noch eine Menge Vorbereitungen für den heutigen Abend zu treffen. Ich will mich heute einmal schön machen! Also auf Wiedersehen heute Abend!"

Sie erschien am Abend in einer wunderbar exquisiten Toilette, die einer Fürstin würdig gewesen wäre. Mit der liebenswürdigen Einfachheit, die ihr ganzes Wesen auszeichnete, ließ sie sich neben der bereits anwesenden Baronin nieder.

Nach einer Weile, nachdem sie die Tanzenden aufmerksam gemustert, sagte sie:

„Ihren Neffen sehe ich wohl, liebe Baronin, aber wo ist seine Braut? Es sind so viele schöne junge Damen hier — Himmel —"

Sie stockte plötzlich und stieß einen leisen Schrei aus.

„Was ist Ihnen?" fragte die Baronin erschrocken.

Die Amerikanerin antwortete nicht, sondern starrte unverwandt auf ein junges, schönes Mädchen, welches soeben auf Beide zukam.

„Ah, hier kommt Mary," sagte die Baronin erfreut. „Kommen Sie, liebes Kind, ich möchte Sie Frau Struberg vorstellen —"

Das hastige Aufspringen der Letzteren verhinderte sie am Weitersprechen.

„Entschuldigen Sie," rief Frau Struberg im höchsten Grade erregt, „aber wo haben Sie dies Collier her?"

Fräulein von Schönfeld blickte in sprachlosem Erstaunen auf die mit allen Zeichen fieberhaftester Erregung dastehende Dame. Sie wußte nicht, was sie von ihrem seltsamen Gebahren denken sollte.

„Es ist mein Collier! Mein Smaragdhalsband!" rief diese plötzlich. „Ich würde es unter Tausenden herausfinden!"

„Was wollen Sie mit Ihren Worten sagen, Frau Struberg?" fragte die Baronin in eisigem Tone mit drohend blitzenden Augen.

„Das Fräulein hier trägt mein Halsband, das mir in W. im Hotel gestohlen wurde!" rief diese außer sich.

Inzwischen hatten sich einige der Gäste um die drei Damen versammelt und hörten mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten der Erregten zu.

„Wie dürfen Sie es nur wagen, eine solche Anschuldigung zu äußern!" brauste Baronin Rothhausen entrüstet auf. „Kommen Sie, Mary. Lassen Sie uns gehen!"

Sie hatte sich erhoben, die junge Dame an der Hand gefaßt und wollte mit ihr den Saal verlassen. Doch plötzlich erbleichte sie jäh, schleuderte Marys Hand von sich, und, einen leisen Schreckensruf ausstoßend, trat sie entsetzt von dem jungen Mädchen zurück.

„Was ist geschehen?" fragten mehrere Stimmen zugleich.

„Mein Ring!" ächzte die Baronin, aller Fassung beraubt. „Wo haben Sie den Ring her?" herrschte sie Mary zornig an.

Fräulein von Schönfeld blickte rathlos und wie hilfeflehend auf alle die neugierigen Gesichter um sie her, dann brach sie in bitterliches Weinen aus.

„Robert — hat mir — Beides geschenkt!" stammelte sie abgebrochen.

„Mein Neffe!" stieß die Baronin, roth im Gesicht vor Zorn, athemlos hervor. „Unmöglich!"

Inzwischen war auch die Mutter des Barons, die alte ehrwürdige Baronin Schwarzenberg, herangekommen. Schnell an Marys Seite tretend, legte sie wie schützend den Arm um die bebende Gestalt.

„Was ist geschehen?" fragte sie angstvoll, mit fragenden Blicken um sich schauend.

„Fräulein von Schönfeld trägt gestohlene Juwelen," antwortete Frau Struberg schnell, „und behauptet, Baron Schwarzenberg habe sie ihr geschenkt!"

„Wo ist Robert? Mein Gott, wo ist er nur?" stöhnte das junge Mädchen verzweifelt. „Warum kommt er nicht — warum beschützt er mich nicht gegen solche empörende Beleidigungen?"

„Der Herr Baron war soeben noch im Saal," bemerkte einer der umstehenden Herren. „Soll ich ihn aufsuchen?"

„Warten Sie!" sagte die alte Baronin hastig, und es lag ein so grenzenloser Jammer, eine so unendliche Trauer in ihrem ganzen Wesen, daß Jeder unwillkürlich Mitleid mit ihr empfand. Die Meisten zogen sich diskret zurück.

„Fräulein von Schönfeld hat die Wahrheit gesagt," sprach die alte Dame erschüttert. „Mein Sohn hat ihr die Schmucksachen geschenkt und sie gebeten, dieselben heute Abend zu tragen. Ich war der festen Ueberzeugung, er habe sie von Paris mitgebracht."

Ein Murmeln ungläubigen Staunens lief durch die Umstehenden. Die alte Dame fuhr mit thränenerstickter Stimme fort:

„Mein unglückliches Kind — leidet — an — — Kleptomanie!"

„Robert — an Kleptomanie!" unterbrach Baronin Rothhausen entsetzt ihre Schwägerin. „Und warum hast Du mir und meinem Manne das nicht längst gesagt? Warum hast Du das all' die Jahre hindurch verheimlicht?"

„Weil — weil ich mich so — furchtbar schämte!" stammelte die greise Baronin gebrochen. „Und weil ich immer hoffte, er werde mit der Zeit von dem schrecklichen Uebel geheilt werden. Die Aerzte machten mir große Hoffnung, und in den letzten zwei Jahren ist nicht ein einziger Fall vorgekommen, daß er — so glaubte ich — nicht diese Schwäche überwunden habe."

„Ich glaube kein Wort — kein Wort davon!" rief die Baronin Rothhausen. „Hier kommt Robert! Laß ihn selber sprechen!"

„Hast Du dies Halsband gestohlen?" herrschte sie ihn vor allen Leuten in strengem Tone an, als der junge Mann näher trat.

Dieser blickte sie wie geistesabwesend an und schwieg.

„Lieber Robert, sagte seine Mutter in meldem Tone, „sage es mir: Wo hast Du das Halsband her, das Du Mary schenktest?"

„Ich nahm es aus einem Kasten, den ich auf dem Tische in einem Zimmer in W. fand — ich glaube, es war in dem Hotel, wo wir wohnten," antwortete er ohne Zögern.

Dann blickte er erstaunt um sich, und, als er alle die betroffenen Gesichter sah, deren Augen unverwandt auf ihn gerichtet waren, als er das schmerzlich zuckende Gesicht seiner alten Mutter und Mary's entsetzte Blicke gewahrte — da ging ein seltsames Zucken über seine Züge, und wie ein kleiner gescholtener Schulbube erhob er die Hände zu seiner Mutter und sagte mit zitternden Lippen: „Ich will's nicht wieder thun, es thut mir sehr, sehr leid, liebe Mutter!"

Die kleine Gruppe zog sich in ein Nebenzimmer zurück.

„Wann nahmst Du meinen Ring?" fragte Baronin Rothhausen ihren Neffen.

„Eines Tages, als ich in Dein Zimmer trat, um Dich zum Diner abzuholen. Lisette sagte mir, sie wolle nachsehen, ob Du im Salon wärst. Als sie ging, sah ich den Ring und steckte ihn in die Tasche."

„Du hörtest, wie alle Leute im Hotel von dem Diebstahl sprechen und rührtest Dich nicht? Weshalb gabst Du mir da den Ring nicht zurück?"

Der Baron schwieg und zeichnete nachdenklich mit dem Fuße Figuren auf dem Fußboden. Mit einer ungeduldigen Bewegung wandte ihm seine Tante den Rücken und verließ das Zimmer.

Frau Struberg hatte sich während dessen in höflichen Entschuldigungen gegen Fräulein von Schönfeld ergangen, jedoch das junge Mädchen war zu erregt, um auf ihre Worte zu achten.

„Führen Sie mich fort von hier," bat sie die alte Baronin. „Ich möchte auf mein Zimmer."

Sie gingen, der Baron folgte ihnen. Der Ball nahm seinen Fortgang, aber das soeben Vorgefallene beschäftigte aller Interesse so sehr, daß man kaum von etwas Anderem sprach.

Am nächsten Morgen verbreitete sich das Gerücht, Fräulein von Schönfeld habe ihre Verlobung mit dem Baron von Schwarzenberg gelöst und wolle Rom noch heute verlassen. Nichts könne sie bewegen, den Baron nach der gestrigen Enthüllung noch zu heirathen, erklärte sie auf die Bitten des Barons und die heißen Thränen seiner unglücklichen Mutter.

Gerade in dem Augenblick, da sie, zur Abreise gerüstet, im Begriff stand, das Hotel zu verlassen, stürzte der alte Kammerdiener des Barons in die Portierloge und fragte athemlos nach der Adresse eines Arztes. Auf Befragen erzählte er in fliegender Hast, der junge Baron habe sich soeben eine Kugel in den Kopf gejagt.

Fräulein von Schönfeld taumelte jäh zurück und stieß einen Schrei tiefen Wehs aus — dann wandte sie sich schnell um und eilte die Treppe wieder hinauf.

Baron Schwarzenberg schwebte einige Tage zwischen Leben und Tod, wurde jedoch, Dank den Bemühungen des sehr tüchtigen Arztes und der aufopfernden Pflege Marys gerettet. Und durch die Wunde im Gehirn fand er auch Heilung von dem schrecklichen Uebel, das so viel Unheil über ihn gebracht.

Die Aerzte schrieben die Heilung von der traurigen Schwäche der schweren Nervenzerrüttung zu, die er bei seinem Selbstmordversuch davongetragen und der Operation, welche an ihm vorgenommen werden mußte, um die Revolverkugel zu entfernen. Mag dem sein, wie ihm wolle, Baron Schwarzenberg hat nie wieder einen Rückfall seiner unglücklichen Schwäche gehabt, und nach Verlauf von anderthalb Jahren wurde Mary von Schönfeld sein geliebtes Weib. Ihre treue aufopfernde Liebe hatte über sie und ihn gesiegt.

Sparsame Monarchen.

Sparsame Monarchen! Zwei Worte, die für gewöhnliche Sterbliche wohl nur schlecht in eine verträgliche Harmonie zu bringen sind, denn wer möchte ohne weiteres glauben, daß ein Monarch, dessen Einkünfte nach Millionen zählen, gleich dem Bürger und guten Hausvater ein sparsamer, Einnahmen und Ausgaben berechnender Mann sein kann! Und doch ist dem so. „Nein, das ist mir zu kostspielig, diesen Luxus können wir uns nicht erlauben!" pflegt Kaiser Wilhelm II. zu sagen, wenn ihm ein Kaufangebot gemacht wird, das nach seiner Ansicht mit dem Budget seines Privatvermögens nicht in Einklang zu bringen ist. Und wie genau Kaiser Wilhelm II. in seinem Haushalt rechnet, geht daraus hervor, daß für außergewöhnliche Ausgaben, die einen gewissen Betrag übersteigen, zuvor die besondere Genehmigung des Kaisers eingeholt werden muß.

Im Hause des Kaisers spielt die Zahl überhaupt eine große Rolle. Jedem Departement ist eine genaue Summe für Ausgaben zugewiesen. Mit dieser muß einfach gerechnet werden. Der Betrag ist nicht allzu knapp, aber auch nicht übermäßig opulent oder gar verschwenderisch hoch; und es ist richtig, daß es in Europa ungekrönte Fürsten, vielleicht auch berühmte Geldaristokraten giebt, die im Verhältniß — wohlgemerkt im Verhältniß — größere Summen für die häuslichen Aufwendungen auswerfen. — Bei diesen Berechnungen fallen natürlich bei Hofe diejenigen Positionen fort, die unter die Rubrik: „Repräsentation" gehören, denn hier steht der deutsche Kaiserhof obenan.

Bekannt ist, daß Kaiser Wilhelm I. das Muster eines sparsamen Monarchen war, der wie jeder bürgerliche Hausvater Einnahmen und Ausgaben in strengste Harmonie brachte. Eine kleine Anekdote aus dem Leben des Monarchen ist hierfür bezeichnend. Als dem Kronprinzen Friedrich — „unserm Fritz" — das erste Kind, der jetzige Kaiser Wilhelm geboren wurde, ließ der hochbeglückte Großvater den Hofjuwelier F. kommen, um für seine Schwiegertochter, die Frau Kronprinzessin, ein Geschenk zu wählen. Der Hofjuwelier legte eine Anzahl der schönsten Schmuckgegenstände zur Auswahl vor. Der König fragte nach dem Preise verschiedener Stücke. Als der Juwelier für einige Stücke 50—60,000 Thaler forderte, legte der Monarch ruhig die Schmuckgegenstände zurück und sagte lächelnd: „Nein, nein, lieber F., die Stücke sind sehr hübsch, geschmackvoll, aber für mich zu theuer. Wenn ich meiner Frau Schwiegertochter beim ersten Kind einen Schmuck für 60,000 Thaler verehre und es kommen noch sechs Kinder nach — berechnen Sie, was mich der Familienzuwachs dann kostet — ein großes Vermögen. Nein, nein, das können wir nicht. Nehmen Sie Ihre hübschen Sachen nur mit und bringen Sie mir weniger kostspielige. Meine Frau Schwiegertochter verlangt so riesig theuere Gegenstände gar nicht." — Und der König wählte einen minder kostspieligen Schmuck für die Frau Kronprinzessin. Wilhelm I. war auch als Kaiser nicht nur im eigenen Hause, sondern in allem sparsam. Unzählige Züge aus dem Leben des Monarchen geben Zeugniß davon.

Und doch kann Niemand behaupten, daß die Sparsamkeit des Monarchen übertrieben war, daß sie etwa an Geiz streifte. Es giebt eben einen Unterschied auch in der Sparsamkeit. Man kann ein sparsamer Mensch und braucht doch nicht geizig zu sein. Man kann einen großen Aufwand machen und braucht deshalb doch kein Verschwender zu sein. Der Aufwand ist oft nothwendig und durch Umstände geboten; die Verschwendung nie. Kaiser Wilhelm I. war z. B., wo die Repräsentation, die Mildthätigkeit in Betracht kam, nichts weniger als sparsam, jedoch haßte er alle überflüssigen Ausgaben, die Niemand zu gute kamen. Die Anspruchlosigkeit, die Kaiser Wilhelm I. in Bezug auf seine Person eigen war, ist bekannt. Er ging aber wieder nie so weit, diese seinen Nachkommen oder andern als Muster vorzuschreiben.

Früher hieß es allgemein: der preußische Hof sei der sparsamste. So sprechen aber nur diejenigen, die den Haushalt, den Sparsamkeitssinn der englischen Königin nicht kennen. Königin Victoria hat eine eigene Art, sparsam zu sein, und legt daher auch am meisten zurück. Sie hat zuerst alle Hoffestlichkeiten, bei denen die Privatschatulle in Mitleidenschaft gezogen wird, derart beschränkt, daß nur noch diejenigen übrig geblieben sind, welche im Interesse des Ansehens des Staates oder der Repräsentation erfolgen; aber die Kosten dieser Hoffestlichkeiten — bezahlt der Staat. Auf die Beschwerde der Kaufleute, welche unter dieser Beschränkung litten, hatte man u. A. auf das hohe Alter der Königin hingewiesen. „Sie lebe lange, gewiß, wir wünschen es, aber bei der Geschäftslosigkeit, die infolge der Absage aller Hoffestlichkeiten in gewissen Artikeln herrscht, werden die Kaufleute ein um so kürzeres Leben haben," hatte damals der Wortführer der ehrsamen Gilde der Handelsleute aus der City geantwortet. Die Beschwerde wurde in den nächsten Jahren wiederholt, freilich vergeblich.

„Das Altre, und immer das Alter der Königin," schrieb man. „Aber der Prinz von Wales ist doch jünger — die Prinzessin!" Du lieber Gott, die Prinzessin von Wales — die noch sparsamer! Die Zukunftskönigin des britischen Reiches kennt keinen Putz, kennt keinen Aufwand, kennt keine Repräsentation, und ginge es nach ihr, existirte überhaupt kein Luxus in der Toilette, keine Saisonmoden und kein Aufwand. Alles einfach, alles glatt und schlicht. Dunkele glatte „Tailor made"-Kleider ohne Aufputz sind bei der Prinzessin von Wales an der Tagesordnung. Im Hause berechnet die Prinzessin eigenhändig — natürlich nur zum Zeitvertreib — wie die Nahestehenden lächelnd erzählen—genau mit ihrem Privatsecretär die Einnahmen und Ausgaben. Sie hält auch darin — soweit ihre Ausgaben in Betracht kommen — auf peinlichste Ordnung, denn in Bezug auf Cassa hat die Prinzessin ihr eigenes Conto getrennt von dem des Prinzen, der früher zu den Verschwenderischsten gehörte. Früher! Die Zeit hat auch hierin Wandel geschaffen, denn der Prinz ist, wenn auch nicht wie seine Gattin übertrieben berechnend geworden, jedoch gegen früher von einer bewundernswerthen eigenartigen Sparsamkeit. Der Prinz spielt auch nicht mehr so leidenschaftlich.

Die einzige Verschwendung der Prinzessin von Wales — wenn man eine Liebhaberbei so nennen darf — ist ihr Aufwand in Spitzen; das heißt, wenn wir das Wort Aufwand gebrauchen, so sollen damit nur die theuren Ankäufe gemeint sein, denn die Prinzessin trägt die wenigsten der alten echten Spitzen, die sie um schweres Geld ankauft. Die Prinzessin begnügt sich mit dem glücklichen Bewußtsein, die theuersten Stücke zu besitzen. Eine Besichtigung von Zeit zu Zeit, und die Schränke, welche die Schätze bewahren, bleiben wieder für Monate geschlossen. Es wird vielleicht manche Leserin interessiren zu wissen, daß die Prinzessin von Wales jüngst einen eigenen Vertrauensmann nach Amsterdam sandte, weil da im Besitz einer Familie ein Tuch aus echten Spitzen sich befand, das älteste Muster, das überhaupt bekannt ist. Dieses kleine Spitzentuch kaufte die Prinzessin nach einem Bericht um die Kleinigkeit von $15,000.

Der italienische Hof ist sparsam — sehr sparsam. So vergnügt und theilweise verschwenderisch es am Hofe König Victor Emanuels herging, so ernst und sparsam ist man z. B. am Hofe König Humberts zu Rom und Monza. Dieser ernste Grundzug des ganzen königlichen Hauses einschließlich des Hofstaates stammt von der Königin Margherita, und die Sparsamkeit von der einflußreichsten Hofdame der Königin, der Marquise Villamarina Montereno. Diese Dame, der Schrecken aller Hoflieferanten und Kaufleute, ist die Seele im königlichen Haushalt, und der schaffende, nie ruhende Geist, dem sich alles beugt und beugen muß. Sie verstand es sogar, die jugendliche Gemahlin des Kronprinzen Victor Emanuel, welche ebenfalls sehr sparsam ist und diese Eigenschaft am römischen Hofe bethätigen wollte, nach dieser Richtung aus dem Sattel zu heben. Und das will — meinte die Hofgesellschaft — viel sagen. Die vom italienischen Hofe veranstalteten Vergnügungen sind so spärlich und so sehr allen Luxus' entkleidet, daß auch hier die Kaufleute darüber laut Beschwerde führten, denn allzu sparsame Regenten sind der Ruin der Luxushändler.

Der österreichische Hof hat seit Jahrzehnten den Aufwand abgestreift. Kaiser Franz Josef gehört jetzt zu den sparsamen Monarchen. Es fehlt an seinem Hofe seit Jahren ebenfalls das jugendliche Element. Der Luxus der Höfe, wie er einstens namentlich in Frankreich geherrscht, ist fast ganz verschwunden; die Periode der Sparsamkeit hat sich in prunkenden Monumentalbauten in den Palästen der Monarchen einen Platz errungen. Sie fühlt sich wohl in den prächtigen Sälen, und deshalb dürfte sie noch lange Zeit dort zu finden sein.

Haß bis in den Tod.

Ein abstoßendes Beispiel von unersättlicher Rachsucht trug sich einst in Neapel zu.

Die junge Gräfin Giuseppina Napodani lag im Sterben und als letzten Wunsch bezeichnete sie ihren umstehenden Verwandten die Absicht, sich noch auf dem Sterbebette mit ihrer gleichalterigen Base Concetta Vaja zu versöhnen, um so einem tiefempfundenen Herzensbedürfniß zu entsprechen. Mit dieser hatte sie ihr Leben lang in bitterster Feindschaft gelebt, denn Concetta war schöner als die Gräfin. Es dauerte nur wenige Minuten, als Concetta tiefgerührt zur Stelle war. Die Sterbende schloß sie unter bereuenden Worten in die Arme, aber mit einer plötzlichen Bewegung biß sie ihr die halbe Nase ab. Nur mit Mühe vermochte man der Sterbenden ihr unglückliches Opfer zu entreißen. Sie schien es in ihrer Rache darauf abgesehen zu haben, ihrer Feindin das ganze Gesicht zu zerfleischen. Als man die Verwandte fortbrachte, sagte die Todtkranke: „Jetzt sterbe ich zufrieden." Wenige Minuten darauf verschied sie.

Ein furchtbares Geständniß.

Ueber einen aufregenden Vorfall berichtet der „Simplicissimus" wie folgt: Eines Tages übergab Frau Schulze ihrem Mann einen Brief, mit der Bitte, ihn erst zu öffnen, wenn er auf dem Bureau wäre.

Ein wenig überrascht nahm Herr Schulze den Brief und begab sich eilig auf sein Bureau; denn die Sache war ihm etwas unbehaglich. Der Brief lautete so:

„Ich bin genöthigt, Dir etwas zu sagen, was Dir großen Schmerz bereiten wird. Es ist nicht meine Schuld, aber Du mußt Alles wissen, was auch kommen mag. Die ganze letzte Woche habe ich gewußt, daß dieser schwere Augenblick kommen mußte. Jetzt können meine Lippen es nicht mehr schweigen, und ich flehe Dich an, mir keinen allzu großen Vorwurf daraus zu machen, sondern Du mußt mir helfen, das Unglück mit mir gemeinsam zu tragen."

Der kalte Schweiß trat Herrn Schulze auf die Stirn. Er war auf das Furchtbarste gefaßt. Dann las er weiter:

„Die Kohlen sind nämlich alle. Sei so gut und bestelle sofort nach. Ich habe Dich wohl zehnmal daran erinnert, aber Du hast es stets vergessen. Darum schreibe ich Dir."

Diesmal vergaß Herr Schulze es nicht!

Unüberlegt.

Fräulein: „Sagen Sie, Herr Doktor, wenn Sie mir jetzt einen Kuß rauben würden, wäre das eine strafbare Handlung?"

Alter Junggeselle (Advokat): „Ja, das heißt, wenn man mich nicht für unzurechnungsfähig erklären würde!"